

Bernd Marin

Der Standard, 23. Februar 2010

„Snowmageddon“?

Washington DC versinkt nicht nur beim „Jahrhundertblizzard“, sondern ständig bei ein paar Inches Schnee in Lähmung und Chaos. Warum eigentlich – und was passiert dann? Denn wenn das die Apokalypse war, dann haben wir in Europa fast jeden Wintertag irgendwo Weltuntergang. Eine Exportchance für Österreich?

Ja, es waren die schwersten Stürme und Schneefälle in Washington seit Menschengedenken. Präsident Obama sprach gar von „Snowmageddon“. Doch wenn das die Apokalypse war, dann haben wir in Europa und Nordamerika fast jeden Wintertag irgendwo Weltuntergang.

Tage danach traut man den Augen nicht: DC funkeln schön, strahlend sonnig, vorfrühlingshaft mild, glitzernder Spätwinter. Im Zentrum geräumte Strassen, aber fast kein Verkehr. Eine Geisterstadt: Regierung, Schulen, Weltbank, IWF, alles zu, „Capital closed - for inclement weather“. Verrückt: weil einer zu hat, müssen alle sperren. Sündteuer: Die Weltbank mietet sich, um den Workshop durchzuführen, im Mayflower Hotel (lt. President Harry Truman DCs „Second Best Address“) ein, weil das eigene Gebäude zu bleiben muss. Terroristen spielen Schläfer oder sind eingeschneit. Die Metro fährt nur noch unterirdisch, in großen Intervallen, Busse vereinzelt, Bahnen und Flieger kaum. Taxis, forget them. Southern Walking im Matsch und Gatsch ist angesagt.

„Locals are thrilled“ wie kleine Kinder oder Hunde, die erstmals im Schnee toben, eine Woche „let’s get plowed“-Party. Kollektive „agony and ecstasy“, Hysterie nach dem Blizzard: die Lust am Ausnahmezustand, gemeisterter Krise, abgewendeter Katastrophe. Große Erlebnisse, herzerwärmende Solidarität, „Nachbarn helfen (älteren) Nachbarn“, Gastfreundschaft

wärmender Stuben und Mahlzeiten,
Schneesturm als Anlass für Partying bis
zur Neige gehamsterter Vorräte.

Kinder haben schulfrei, Eltern plötzlich –
an einem Dienstag! - Zeit für ihre Kleinen,
das gibt Ferienstimmung in einem Land
mit wenig Urlaubs- und Feiertagen. In DC
heuer schon der neunte freie Tag wegen
Schneefalls, Motto „you can't control
Mother Nature“ (fünf Tage „snowcation“
sind puritanisch durch verkürzte Sommer-
ferien von Lehrern und Schülern einzuar-
beiten).

Es gab auch echte Beeinträchtigungen:
hunderttausende im Umland ohne Strom,
Heizung, Telefon, Internet, keine geräum-
ten Neben- und Vorortestrassen, 48-Stun-
den-Schichten überarbeitete Räumtrupps
und Feuerwehrleute, bis vier Tage Warte-
zeit auf den Schneepflug vor dem Haus.
Der Ausnahmezustand fördert liebenswür-
dige Ultracoolness und rührende Hilfsbe-
reitschaft wie Auszucken und Beutel-
schneiderei. Und Indolenz: Amtrak gibt
auf Internet und Telefon Schnellzüge am
Fahrplan aus, die 10 Minuten später bei
Ankunft am Bahnhof nicht mehr verkehr-
en. Cabdriver, die nicht am Gästeanneh-
men mitwirken werden von den Standplät-
zen gemobbt. Die Preise für überlebensnö-
tige Taxis steigen mit dem Fall der Nacht-
temperaturen und der Dauer frierenden
Wartens, zuletzt fahren nur noch Sammel-
taxis mit bis zu 8 Gästen in dieselbe
Gegend, zig Dollar pro Person.

Ja, alle Städte haben ihre soft spots, nix zu
machen. Oder doch? Dass die Hauptstadt
der einzigen Weltmacht nicht nur einen
Meter Neuschnee, sondern ständig auch
ein paar Inches Schnee ohne Lähmung
und Chaos einfach nicht bewältigt, könnte
das Vertrauen in ihre Superpower erschüt-
tern. Und vielleicht all-in Snow-Emergen-
cy-Management (vom Gerätepark bis zur
Logistik) wie Wintersport und Tunnelbau
zu einem österreichischem Exportschlager
von Paris bis Washington machen –
bevor's die Schweizer anbieten.